Magazin für ev.-luth. Homiletik.

15. Jahrgang. November 1891. No. 11.

Predigt über das Evangelium am dreiundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

(Zur Nachfeier des Reformationsfestes.)

Matth. 22, 15—22.

In Christo JEsu geliebte lutherische Glaubensgenossen!

Wir haben gestern mit Loben und Danken das Fest der lutherischen Kirchenreformation gefeiert. Es ist dies ein so großes, seliges Gotteswerk, daß es mit Worten nicht würdig und vollkommen zu beschreiben ist. Dazu gehören Engelszungen und die selige Ewigkeit. Hier können wir nur davon lallen und stammeln. Denn den Segen dieses Werkes genießt nicht bloß die Kirche Gottes, sondern auch der weltliche Staat: er umfaßt den Himmel und die Erde, die Zeit und die Ewigkeit. Mit diesem Werke ist ein neues Zeitalter himmlischer und irdischer Glückseligkeit für die ganze Menschheit angebrochen, ein Zeitalter der Blüthe, Kunst, Wissenschaft und Freiheit, wie sie die Welt zuvor nie gesehen hat. Ja, sonderlich der Freiheit. Denn vor der Reformation Luthers lag die ganze abendländische Christenheit in der tiefsten, grausamsten und schmachvollsten Sclaverei, in einem Bann, dessen Größe und Schrecknisse unaussprechlich waren. Aber durch dasselbe gab Gott der Kirche und dem Staate eine Freiheit, so groß und herrlich und segensreich, wie sie derselben sich nie zuvor erfreut hat. Und durch Gottes unverdiente Gnade stehen gerade wir Lutheraner hier im vollen und ungetrübten Genusse aller Segnungen dieser Reformation, sonderlich aber dieser goldenen Freiheit, die sie gebracht hat. Darum wird es gewiß nichts Ueberflüssiges und Unnöthiges sein, wenn wir heute zu einer kurzen Nachfeier noch einmal unsere Andacht auf dies selige Gotteswerk richten und uns eine der vielen großen Wohlthaten vor Augen stellen, welche wir demselben verdanken. Unser heutiges Evangelium bietet uns hierzu eine besonders erwünschte Gelegenheit. Denn dasselbe lehrt uns das rechte Verhältniß zwischen der Kirche Christi und dem weltlichen Staate. Und das ist gerade

eine der großen Segnungen, welche wir der Reformation Luthers verdanken und die wir hier in America im vollsten Maße genießen. Laßt uns daher jetzt unter dem Gnadenbeistand des Heiligen Geistes mit einander betrachten:

Die reine Lehre von dem gottgesetzten Verhältniß zwischen Kirche und Staat, eine der hohen Wohlthaten der Reformation Luthers;

lasset uns

1.

lernen, welches nach Gottes Wort das rechte Verhältniß zwischen Kirche und Staat ist.

Unser Evangelium gibt uns hierüber kurzen, aber klaren Aufschluß in den Worten: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist." Die Veranlassung zu diesem Ausspruch Christi war folgende: Die feindseligen Pharisäer hatten sich mit des Königs Herodes Dienern verbunden, Christum durch die Frage: „Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht?" in eine böse Falle zu locken. Sagt er nämlich, ja, es ist recht, so erklären sie ihn für einen Feind der Juden, der unmöglich ihr Messias sein konnte. Denn derselbe sollte ja nach den Propheten als König Israels auf Davids Thron sitzen und nicht der Knecht eines heidnischen Kaisers sein. Sagt Christus aber, nein, es ist nicht recht, dem Kaiser Zins zu geben, so sind da Herodes Diener, die ihn als einen Aufrührer wider Kaiser und König gefangen nehmen. Aber JEsus, die himmlische Weisheit, durchschaut ihre Bosheit und macht ihre Klugheit zu Schanden: „Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?" ruft er ihnen strafend entgegen. Dann spricht er: „Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar." Er fragt: „Weß ist das Bild und die Ueberschrift?" Sie antworten: „Des Kaisers." Da spricht er: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

Mit diesen kurzen Worten hat nun unser lieber Heiland klar das Verhältniß dargelegt, das nach seinem heiligen Willen zwischen Kirche und Staat in dieser Welt bestehen soll. Erstlich nämlich, bestätigt er mit diesen Worten, daß diese zwei Reiche von Gott selbst geordnet sind, des Kaisers Reich und Gottes Reich, ein Weltreich und ein Himmelreich; beide neben einander, aber doch zugleich so von einander getrennt und geschieden, daß sie beide nicht vermischt werden dürfen, keines in das andere übergreifen soll. In dem einen soll der Kaiser, in dem andern will Gott herrschen. Das eine hat er dem Kaiser übergeben, das andere hat er sich vorbehalten. Damit ist also sogleich der Irrthum der Wiedertäufer abgewiesen, welche den weltlichen Staat für eine ungöttliche Ordnung erklärten und es dem Christen zur Sünde machen wollten, in einem obrigkeitlichen Amt mit seinen Gaben zu dienen. Denn ist hiernach der Staat Gottes Ordnung, so soll auch der Christ nach Gottes Willen ihm seine Gaben in den Dienst stellen.

Darum sagt Petrus: „Wer der Obrigkeit oder dem Staate widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung.“

Zum andern bezeugt Christus in den Worten: „Gebet“ ꝛc., daß Gott dem Kaiser, d. i. dem Staat mit seiner Obrigkeit gewisse Dinge übergeben hat, die sein eigen sind, die er verwalten und ordnen soll zu seiner Erhaltung und Förderung, und niemand soll ihm diese Dinge verweigern oder streitig machen. Wiederum hat sich Gott vorbehalten in seinem Reiche, d. i. in seiner Kirche, was er im besondern Sinn als sein eigen haben und worüber er schalten und walten, regieren und ordnen will, wie es ihm gefällt; kein Mensch soll ihm da dreinreden.

Was ist es nun aber, was Gott dem Kaiser und Staat zu eigen gegeben, und was er sich vorbehalten hat? Dem Staat hat er übergeben, erstlich, zur Regierung, Schutz und Vertheidigung alle Menschen, die unter seiner Botmäßigkeit und in seinen Grenzen wohnen, gute und böse, reiche und arme, kluge und einfältige, ohne Ansehen der Person. Zum andern ist ihm übergeben alles, was dieselben besitzen, Haus und Hof, Hab und Gut, Weib und Kind, Leib und Leben. Fordert die Obrigkeit mein Geld und Gut zu Erhaltung des Staates, so muß ich es ihr geben. Fordert sie zu Schutz und Vertheidigung des Landes wider äußere Feinde mein und meiner Söhne Leib und Leben, so soll sie's haben, das ist ihr Recht, das ihr Gott gegeben. Darum sagt Paulus: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Sich selbst hat Gott in seinem Reiche oder in seiner Kirche vorbehalten alles, was Gott und Gottesdienst, was die Seelen und ihre Seligkeit betrifft. In des Kaisers Reich gehört daher alles Irdische und Zeitliche, in Gottes Reich alles Geistliche, Himmlische und Ewige. Dort ist Vernunft und Gewissen die Richtschnur des Handelns, hier allein Gottes Wort. In Kaisers Reich sind Regierende und Gehorchende, Herren und Unterthanen. In der Kirche aber ist nur Ein Herr und Meister, JEsus und sein Wort, aber alle Glieder dieses Reiches sind unter einander Brüder, und sind nur die Glieder, welche im wahren Glauben an Christum stehen. Wenn ein Kaiser gläubig ist, so ist er ein Glied des Reiches Gottes, aber als Kaiser ist er darum in der Kirche nicht mehr und hat nicht mehr zu sagen und zu gebieten als der geringste gläubige Taglöhner. Aber in seinem Reiche ist er Herr, und gebietet und ordnet nach seinem Willen. Sofern also die Gläubigen zugleich Bürger des Staates sind, sind sie demselben unterworfen zum Gehorsam mit Hab und Gut, Leib und Leben. Sofern sie aber durch den Glauben Bürger des Reiches Gottes sind, sind sie freie Herren nach Glauben und Gewissen, niemanden gehorchend, niemand unterworfen als Gott und seinem Worte. Wo es so in einem Staate steht, da wird dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Das ist das von Gott in dieser Welt geordnete Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Wo dieses Verhältniß treu bewahrt wird und kein Reich in das andere übergreift, da ist eitel Heil und Segen für beide Reiche und ein

halbes irdisches Paradies. Wo aber diese Reiche vermischt und Gott und dem Kaiser geraubt wird, was ihr eigen sein soll, da folgt für beide eitel Unglück, Zerrüttung, Jammer und Herzeleid. — Laßt uns daher jetzt

2.

lernen, wie der Teufel je und je, sonderlich aber unter dem Pabstthum, dies Verhältniß zerstört und unaussprechlichen Jammer über Kirche und Staat gebracht hat.

Daß in der Nacht des Heidenthums unter dem Fürsten dieser Welt Gott nicht gegeben wird, was Gottes ist, mußten die ersten Christen unter unsäglichen Drangsalen und vielfach unter den entsetzlichsten Todesqualen dreihundert Jahre lang sattsam erfahren. Deshalb war ja freilich der Uebertritt Constantins des Großen, des mächtigsten Kaisers der Welt, zur christlichen Kirche ein überaus freudenreiches Ereigniß. Damit wurde die bis dahin blutig verfolgte christliche Religion Staatsreligion. Die blutigen Verfolgungen der Christen hörten auf, und mit dem Bekenntniß des christlichen Glaubens war jetzt Ehre, Ansehen und leibliche Wohlfahrt verbunden. Wäre es nun bei dem Worte des HErrn geblieben: „Gebet dem Kaiser" ꝛc., — so wäre für beide, des Kaisers und Gottes Reich, auf Erden eine Zeit herrlichen Wohlstandes angebrochen gewesen. Aber was geschah? Satan erregte in der Kirche heftige Lehrstreitigkeiten. Die Kaiser schlugen sich bald zu den Rechtgläubigen, bald zu den Falschgläubigen und gebrauchten ihre weltliche Gewalt zur Unterdrückung der Gegenpartei. Sie raubten also Gott, was Gottes war, und wütheten in der Kirche Gottes mit Gesetzen und Verfolgungen nach ihrem Gefallen. Da lag denn die arme Kirche Gottes unter dem Schwert sogenannter christlicher Tyrannen blutend und vor der Heidenwelt mit Schmach und Verachtung bedeckt. Ihr herrlicher Siegeslauf durch die Welt hatte fast aufgehört. Während sie unter den blutigen Verfolgungen der Heiden mit unwiderstehlich siegreicher Kraft immer herrlicher sich entfaltet und ausgebreitet hatte, war sie jetzt unter dem Regiment sogenannter christlicher Kaiser an vielen Orten, wo sie zuvor geblüht hatte, fast gänzlich ausgerottet und mußten die Bekenner der Wahrheit wieder in die Wüsten und Einöden fliehen, und auch der Staat war auf's tiefste zerrüttet. Das hatte Satan zuwege gebracht, dadurch, daß er den Christen das Wort des HErrn aus den Augen rückte: „Gebet dem Kaiser" ꝛc. —

Aber das höchste Verderben brachte Satan über Kirche und Staat, als er das römische Pabstthum auf den Gipfel seiner Macht erhoben hatte. Denn der Pabst zu Rom, dieser rechte Antichrist, war nicht zufrieden, der unumschränkte Herrscher der Kirche zu sein, wider das Wort Christi: „Einer ist euer Meister, ihr aber seid unter einander Brüder"; dieses Kind der Bosheit wollte auch der Beherrscher der Weltreiche sein. Nachdem er daher Gott das Seine geraubt und sich als Gott in den Tempel der Kirche

gesetzt hatte, streckte er seine verruchte Hand nach den Kronen der weltlichen Herrscher aus und raubte auch dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er lehrte nämlich, weil der Pabst der sichtbare Stellvertreter Gottes auf Erden sei, des Königs aller Könige, so gehöre ihm neben dem geistlichen auch das weltliche Schwert. Er sei es daher, der nach Gottes Willen die Kronen der Erde in seiner Hand habe und geben könne, wem er wolle. Er habe Macht, Könige ein- und abzusetzen. Und was er so gottloser Weise wider das Wort Christi lehrte, das setzte er auch in's Werk. Vom neunten Jahrhundert an kamen christliche Könige und Fürsten Europa's entweder nach Rom, um sich vom Pabst krönen zu lassen, oder derselbe sandte einen Legaten zu ihrer Krönung in ihr Land. Erst wenn der Pabst sie gekrönt oder bestätigt hatte, besaßen sie Reich und Herrschaft rechtmäßig. Alle Fürsten waren daher Diener des Pabstes, demselben in unbedingtem Gehorsam unterworfen. Auf seinen Befehl mußten sie Ketzer verfolgen und mit Feuer und Schwert ausrotten, widerspenstige Fürsten von Land und Leuten vertreiben. Weigerten sie den Gehorsam, so setzte sie der Pabst ab, that sie in den Bann, entband die Unterthanen vom Gehorsam gegen sie und erklärte es für ein gutes Werk, die Lande derselben mit Krieg zu überziehen. Und wenn ein Volk trotz des päbstlichen Bannstrahls seinem Kaiser dennoch anhing, so sprach der Pabst das Interdict über das Land aus, d. h. er verbot in demselben alle kirchlichen und gottesdienstlichen Handlungen. Es durfte kein Gottesdienst mehr gehalten, kein Abendmahl gefeiert, keine Ehe eingesegnet, kein Sterbender absolvirt, kein Todter christlich beerdigt werden, bis der Pabst den Bann über den Fürsten und sein Volk wieder aufhob. Ein schauerliches Beispiel hierzu ist der mächtige Kaiser Heinrich IV., der, um von diesem furchtbaren Bann des Pabstes entledigt zu werden und für seinen Ungehorsam gegen den Pabst Vergebung zu erlangen, im Winter 1076 zu Fuße nach Canossa in Italien wandern und dort fußfällig des Pabstes Gnade erflehen mußte. Welche entsetzliche Verwirrung in weltlichen Regimenten der Pabst dadurch anrichtete, welche verheerende Kriege er dadurch hervorrief, welches grausame und maßlose Blutvergießen er dadurch anstiftete, kurz, welchen unsäglichen Jammer er dadurch über Kirche und Staat brachte, das vermag menschliche Sprache nicht zu schildern. Die blutige Vertilgung der Waldenser in Frankreich, die Hinschlachtung von mehr denn 18,000 Opfern der Verfolgung in Holland und Belgien durch Herzog Alba, die entsetzliche Bartholomäusnacht und Bluthochzeit in Paris, die Greuel des dreißigjährigen Krieges, die unzähligen Scheiterhaufen und Religionskriege in England, sind alle das Werk des römischen Pabstes, auf dessen Befehl Greuel über Greuel in der Kirche Gottes verübt wurden, wie in den ersten blutigen Christenverfolgungen der heidnischen römischen Kaiser. Er hatte wirklich die beiden Schwerter nicht nur in die Hand bekommen, sondern er gebrauchte sie auch mit solch unwiderstehlicher Macht, daß auch die mächtigsten Kaiser und Könige sich zitternd vor derselben beugten. Selbst

ein hochangesehener römischer Kirchenlehrer, Bellarmin, bekannte es öffentlich: „Wäre Luther nicht gekommen, so würde der Pabst noch aller Welt Gut an sich gerissen und alle Christen zu seinen Leibeigenen gemacht haben." Sehet, dahin hatte es der Pabst gebracht, als er dem Wort Christi Trotz bot: „Gebet dem Kaiser" ꝛc. und dies gottgeordnete Verhältniß zwischen Kirche und Staat aufhob. In solche schmachvolle Knechtschaft, in solch unaussprechliches Verderben hatte er Kirche und Staat geschlagen, indem er diese beiden Reiche mit einander vermischte.

3.

Lasset uns nun drittens sehen, daß es eine der hohen Wohlthaten der Reformation Luthers ist, daß er die reine Lehre von dem gottgeordneten Verhältniß zwischen Kirche und Staat aus Gottes Wort der Christenheit wieder gegeben hat.

Obwohl Luthers eigentliches Werk eine Reformation der Kirche, nicht des Staates war, so ist doch leicht einzusehen, daß Luther dadurch, daß er die Kirche Christi aus den Banden des Antichrists befreien und ihr die reine volle, freie Predigt des Evangeliums wieder schenken durfte, auch dem Staate dadurch unaussprechlichen Segen gebracht hat. Aber Luthers Verdienst für den Staat geht noch weiter. Als ein rechter, von Gott selbst gesandter und bestätigter Reformator der Kirche hat er nicht bloß diese und jene Glaubenslehre, die etwa verdunkelt und vergessen war, klar und deutlich dargelegt, sondern vielmehr das ganze Wort Gottes. Ja, die ganze Bibel, durch deren Verbannung aus der Christenheit der Pabst so furchtbare Gewaltherrschaft an sich reißen konnte, hat er der Christenheit wieder gegeben und den ganzen Rath Gottes zur Seligkeit, alle Lehren des seligmachenden Glaubens, ohne eine einzige Ausnahme, in Wort und Schrift voll und klar dargelegt. Dazu hat er die eingerissenen falschen Lehren, Mißbräuche und Uebelstände in Kirche und Staat aus Gottes Wort mit dem sieghaften Geist eines Elias vor aller Welt zum Schrecken der Gottlosen und zur seligen Freude aller Kinder Gottes offenbar gemacht, gestraft und niedergebrochen.

Nun ist die Lehre vom Stand der Obrigkeit und den Pflichten der Christen gegen dieselbe, wie wir bereits gesehen haben, eine klare Lehre der heiligen Schrift. Leuchtend wie die aufgehende Sonne tritt sie uns in den Worten unseres Evangeliums entgegen: „Gebet dem" ꝛc. Als ein rechter Reformator hat denn Luther auch diese vom Pabst unter die Füße getretene Lehre mit seinem gewaltigen Geiste in Wort und Schrift so klar und unwidersprechlich verkündigt, daß das Geheimniß antichristischer Bosheit auch in diesem Lehrstück offenbar wurde und alle, welche der Wahrheit die Ehre gaben, der grausamen Tyrannei des Pabstes entrinnen konnten. Ja wahrlich, Luther war dadurch auch der Befreier des weltlichen Staates, und noch heute wandelt in Bezug auf den Staat die christliche Welt in den

Segnungen der lutherischen Reformation. Es ist also eine ihrer köstlichsten Wohlthaten, daß durch sie die reine Lehre von dem gottgegebenen Verhältniß zwischen Kirche und Staat wieder an den Tag und zu voller Geltung kam.

Gerne möchte ich die gewaltigen Zeugnisse für diese hochwichtige Lehre aus den Schriften Dr. Luthers anführen, wenn es die Zeit erlaubte. Aber gestattet mir, daß ich zum Belege hiefür nur ein paar anführe. Schon die Predigt über das heutige Evangelium in der Hauspostille nach Rörer beginnt Luther mit den Worten: „Das vornehmste Stück in diesem Evangelium ist, daß uns unser lieber HErr JEsus Christus lehrt den Unterschied zwischen den zwei Regimenten, welche wir pflegen zu nennen das göttliche und weltliche Reich. . . . Dieselben Regimente soll man fleißig unterscheiden und ein jedes gehen lassen in seinen Ständen und Aemtern, also, daß keins das andere verdamme." (St. L. Ausg. XIIIb., S. 2506.) In einer andern Stelle schreibt er: „Ich muß immer solchen Unterschied dieser zwei Reiche einbläuen und einkäuen, eintreiben und einkeilen, ob es wohl so oft, daß es verdrießlich ist, geschrieben und gesagt ist. Denn der leidige Teufel hört auch nicht auf, die zwei Reiche in einander zu kochen und zu bräuen. Die weltlichen Herren wollen immer in's Teufels Namen Christum lehren und meistern, wie er seine Kirche und geistlich Regiment soll führen; so wollen Pabst und Rottengeister auch nicht in Gottes Namen immer lehren und meistern, wie man solle das weltliche Regiment ordnen. Und ist also der Teufel zu beiden Seiten sehr geschäftig und hat viel zu thun. Gott wolle ihm wehren, Amen, so wir's werth sind." (Walch V, S. 1249—50.) Von welcher hohen Wichtigkeit und Nothwendigkeit Luther diese Lehre für Kirche und Staat achtete, sehen wir auch daraus, daß ohne Zweifel durch ihn in dem Hauptbekenntniß der Reformation, in der Augsburgischen Confession, ein ganzer Artikel, nämlich der 16., von dieser Lehre handelt und im 28. Artikel dieselbe nochmals berührt wird mit den Worten: „Darum soll man die zwei Regiment, das geistliche und weltliche, nicht in einander werfen und mengen. Denn" u. s. w. (Müller, symb. Bücher, S. 63.) Wenige Jahre vor seinem Tode klagt Luther noch: „Satan bleibt immerhin der Widersacher. Unter dem Pabst hat er die Kirche unter das weltliche Regiment gemischt; zu unserer Zeit will er das weltliche Regiment unter die Kirche mischen." Luther bezieht sich mit dieser Klage auf den Zustand der lutherischen Kirche seiner Zeit. So klar und gewaltig er auch die reine Lehre von dem rechten Verhältniß zwischen Kirche und Staat fort und fort darlegte, so war es ihm doch nicht möglich, die Kirche zu völliger Freiheit und Trennung vom Staate zu führen. Sie war unter dem Pabstthum zu greulich verderbt; überall fehlten ihm die Leute, mit denen er die Kirche in den gewünschten Stand der Selbstregierung setzen konnte. So mußte er seine Zuflucht zu seinem Churfürsten als zu einem „Nothbischof" nehmen, und ihn bitten, Kirchenvisitationen anzuordnen und auch sonst der

kirchlichen Angelegenheiten sich anzunehmen. Ausdrücklich betonte er hiebei, daß der Churfürst solches nicht thun solle als Fürst und Obrigkeit, sondern als Christ, aus Noth der Liebe, weil sonst noch niemand vorhanden sei. Aber sobald sich das Consistorium herausnahm, statt bloßen Rath auch Urtheile zu geben, rief Luther in heiligem Zorn aus: „Wir müssen das Consistorium zerreißen, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Pabst nicht drinnen haben." Leider ist diese Warnungsstimme Luthers zu bald auch in der lutherischen Kirche verhallt. Sie bewahrte das Kleinod auch dieser Lehre von Kirche und Staat nicht treu und die Folge war die Entstehung der sogenannten Landeskirchen in Deutschland, welche so unaussprechliche Verwüstung in der Kirche, Jammer, Noth und Herzeleid über unzählige Christen gebracht haben. Ihr, die alten Glieder dieser Gemeinde, seid selbst lebendige Zeugen dieser traurigen Thatsache. Denn wer anders hat euch aus dem Vaterhaus und dem deutschen Vaterlande unter viel Noth und Thränen in dieses Land getrieben, als eben eure sogenannte christliche Obrigkeit, welche Gott raubte, was Gottes ist, und in seinem Reiche ein gottloses Regiment führte, euch nicht nach eurem Glauben und Gewissen leben lassen wollte!

4.

Lasset uns nun viertens noch ganz kurz erwägen, wozu uns die Erkenntniß der bisher betrachteten Wahrheit ermuntern soll.

Das erste ist, daß wir es mit demüthigem Lob und Dank Gottes erkennen, daß er uns hier nicht nur das Kleinod dieser hochwichtigen Lehre in klarer Erkenntniß gegeben, sondern uns auch in den vollen Genuß derselben gesetzt hat. Denn Gott hat diesem Lande die unaussprechliche Gnade verliehen, daß dieses sein Wort: „Gebet dem Kaiser" ꝛc. in unsern Gesetzbüchern keinen Widerspruch erfährt und jedem Bürger Freiheit gewährt ist, sich darnach zu halten. Hier darf die Obrigkeit sich keines Dinges annehmen, das in Gottes Reich gehört und der Kirche zukommt; sondern sie wartet des ihr befohlenen Amtes zu Schutz und Schirm ihrer Unterthanen und deren leiblicher Wohlfahrt. Wiederum steht die Kirche Christi hier da in der vollsten Freiheit und Selbständigkeit. Sie regiert sich nach der Richtschnur göttlichen Wortes und ordnet ihre geistlichen Angelegenheiten, wie sie es nach Gottes Wort zur Ehre ihres Heilandes und zum Heil der Seelen am förderlichsten erkennt. — Welch eine Wohlthat, welch ein Segen dies ist, sehen wir unter Anderm an der wunderbaren Ausbreitung der lutherischen Kirche dieses Landes, die wie ein Wunder vor den Augen der Welt dasteht. — O wie können wir Gott würdig genug dafür loben und danken!

Zum andern muß uns diese Erkenntniß ermuntern, mit aller Treue das Kleinod dieser Lehre zu bewahren. Satan ist schon auf allen Seiten geschäftig, das köstliche Verhältniß zwischen Kirche und Staat mit seinem

großen Segen für beide zu zerstören. Schwärmer wollen die köstliche Freiheit des Glaubens in die Fesseln einer Staatskirche schlagen, die der Congreß beschließen soll. Andere Feinde der Kirche haben in einzelnen Staaten durch Schulgesetze unsern christlichen Schulen und damit unserer Kirche Hindernisse und drohende Gefahr bereitet. Da heißt es denn für uns die Gefahr erkennen und den Feinden widerstehen mit allen Mitteln, deren wir uns mit gutem Recht bedienen dürfen. Da heißt es für uns wachen und beten, damit wir bewahren, was uns vertrauet ist, damit wir fest halten, was wir haben und niemand uns diese Krone raube. Dazu gebe uns Gott seinen Geist und Gnade um JEsu Christi willen, welchem sei Ehre, Preis und Dank von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. O. H.

Predigt am Danksagungstage über Ps. 147, 7—11.

Unser ganzes Land begeht heute einen Danktag. In allen Staaten der Union wird derselbe gefeiert. In allen Städten unseres großen und weiten Landes ist heute die Stille des Feiertags, die Geschäfte ruhen und die Bürger suchen ihre Gotteshäuser auf, einen Dankgottesdienst abzuhalten. Der höchste Beamte des Landes hat durch eine Proclamation dazu aufgefordert, und bereitwillig wird derselben allenthalben entsprochen, nicht nur in den großen Städten, sondern auch in den kleineren Ortschaften und Flecken. Auch auf dem Lande kommt man heute in den Kirchen zusammen, und schwerlich wird ein Kirchlein, und stünde es auch noch so einsam, heute verschlossen bleiben, heute nicht seine Thore den Andächtigen, die darinnen zusammenkommen, öffnen.

Obgleich aber der heutige Danktag aller Orten im ganzen Lande gefeiert wird, so ist damit doch nicht gesagt, daß auch alle einzelnen Bürger sich daran betheiligen. Unser Volk besteht ja nicht aus lauter Christen und Frommen. Es sind darunter viel, viel Gottlose, Ungläubige, selbst ausgesprochene Gottesleugner und rohe Spötter. Diese alle mögen natürlich auch heute nicht, so wenig als an irgend einem andern Tage, eine Kirche besuchen oder einen Dankgottesdienst abhalten, sondern sie sind weggeblieben. Und ihrem Exempel sind Tausende gefolgt, die nicht gerade zu den rohen Spöttern und Ungläubigen gehören, die aber voll Gleichgültigkeit gegen Gott und sein heiliges Wort sind, das in den Kirchen gepredigt wird, die gleichfalls ohne Gott dahinleben, ohne Gebet, ohne Glauben, und daher ebenfalls die kirchliche Feier des Danktages unterlassen. Obgleich daher die Feier in unserm Lande eine allgemeine ist und aller Orten von dem Volk begangen wird, so muß doch schon von vornherein eine erkleckliche Zahl in Abzug gebracht werden, so daß nur ein kleiner Haufe übrig bleibt.

Aber selbst unter denen, die es noch der Mühe werth halten, den Danktag kirchlich zu begehen, finden sich noch gar viele, deren Feier Gott nur

mißfällig ist. Während der große Haufe überhaupt nicht danken mag, stellen andere ihre Dankfeier sehr verkehrt an. Des lieben Gottes und seiner Gaben wird in ihren Predigten und Reden nur wenig gedacht. Hingegen die Größe, die Ausdehnung, die Fruchtbarkeit, die Erzeugnisse, die Fabriken, der Handel, der Wohlstand des Landes, die Thatkraft, die Intelligenz seiner Bürger wird gepriesen. Man denkt so vieler Orten nicht mehr an das Wort des Psalmisten: „Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre, um deine Gnade und Wahrheit", sondern rühmt statt dessen, wie einst NebukadNezar: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe." In diesem Ton werden heute viel Predigten gehalten und das Volk hört mit Lust zu. Das ist's, was sie hören wollen. Man läßt sich predigen, nach dem die Ohren jücken, und meint dann, man habe einen gottwohlgefälligen Danktag gefeiert!

Meine Lieben, wir wollen uns diesen Leuten nicht gleichstellen. Wir wollen weder mit den groben Verächtern gehen, die so schnöde die Feier des Danktages ganz unterlassen, noch mit jenen, die ihn zwar feiern, die ihn aber so übel feiern. Wir wollen, auch was die Feier des bürgerlichen Danktages betrifft, nach Gottes Wort thun, an Gottes Wort uns halten. Und da bietet uns der verlesene schöne Text, was wir in diesem Augenblick bedürfen. Laßt mich dies jetzt euch darlegen, indem ich die Frage behandele:

Welche Fingerzeige gibt uns unser Text für unsern heutigen Danktag?

Die Antwort lautet: hauptsächlich diese beiden,

1. daß unser **Gott** hoch zu preisen ist, und
2. daß wir vor aller **Selbst**verherrlichung uns hüten sollen.

1.

„Singet um einander dem HErrn mit Danke, und lobet unsern Gott mit Harfen", so heißt es in unserm Text für's erste. Unser Text fordert uns also auf, den HErrn, unsern Gott, hoch zu preisen. Er fordert uns auf, zu danken, „singet mit Danke", das ist, zu bekennen, daß Gott unzählige Güte und Wohlthat uns erwiesen habe, und ihm dafür mit Herz und Mund fröhlich zu singen. Und wir sollen „um einander singen mit Danke", sollen gleichsam in Chören einander gegenübertreten und Frage und Antwort, Ruf und Gegenruf hören lassen, sollen Strophe um Strophe, Vers um Vers lieblicher Dankeslieder in wechselndem Chor vor dem HErrn singen. — Unser Text fordert uns auch auf, Gott zu loben; „lobet unsern Gott", das ist, rühmet, welch ein herrlicher Gott der Herr unser Gott ist, wie löblich und prächtig, wie gewaltig und mächtig, wie gütig und barmherzig, wie weise und wunderbar, wie gut und fromm und heilig er ist. Und wir sollen ihn loben „mit Harfen", sollen ihn also nicht bloß mit unserm Munde preisen und ihm mit unsern Zungen lobsingen, sondern auch

„Harfen" und allerlei Instrumente und Saitenspiel zu seinem Lob erklingen lassen.

So ermuntert uns unser Text zu hohem Preise Gottes. „Singet um einander dem HErrn mit Danke, und lobet unsern Gott mit Harfen." Fern sei es daher von uns, daß wir uns heute jenen Undankbaren gleichstellen wollten, die zwar unzählige Wohlthat das ganze Jahr hindurch von Gott genossen, seine Versorgung, seinen Schutz alle Tage erfahren haben und die ihm doch nie dafür danken, seine Güte gar nicht erkennen, sondern alles so hinnehmen als müßte dies so sein, als käme es ganz von selbst, und die daher auch heute keine Danklieder vor Gott anstimmen mögen; fern sei es von uns, daß wir uns jenen gleichen sollten, die Gott nicht die Ehre geben wollen, daß unser Gott herrlich und sehr löblich und prächtig ist, deren Zungen sich niemals und auch nicht zu Gottes Preis regen, die ihn weder mit ihrem Munde noch mit Harfen loben; sondern wir wollen heute einen rechten Danktag begehen und unsern Gott hoch preisen. Dazu haben wir uns ja hier im Hause des HErrn versammelt: schon sind unsere Dankeslieder dem HErrn erklungen. Und wenn wir auch nicht gerade in Chören einander gegenübergetreten sind und einen Wechselgesang angestimmt haben, so hat doch eine fröhliche Melodie, ein Loblied mit dem andern abgewechselt; und wenn die Orgel gleichsam als der eine Chor in fröhlichen Zwischenspielen zum Lobe und Danke Gottes aufforderte, so fiel die Gemeinde singend und lobend mit jedem Verse wieder ein. Und nicht bloß mit unserm Munde und mit unsern Zungen haben wir Gott gelobt, sondern auch mit unsern weithin tönenden Kirchenglocken haben wir unsern Dankgottesdienst eröffnet und, gleichwie die Israeliten bei ihrem Gottesdienst ihr Singen mit Harfenklängen begleiten ließen, uns bei unsern Dank- und Lobgesängen von freudigen Orgeltönen begleiten lassen. Daß nur unser Singen, Loben und Danken uns allen recht aus dem Herzen gekommen ist!

Unser Text *fordert uns aber nicht nur auf* zum Dank und Lobe Gottes, sondern führt auch etliche der großen Wohlthaten Gottes an, deren Betrachtung uns zum Preis und Lob erwecken muß. Unser Text fährt nämlich also fort: „Der den Himmel mit Wolken bedeckt, und gibt Regen auf Erden; der Gras auf Bergen wachsen läßt; der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen." Es sind dies lauter Wohlthaten aus dem ersten Artikel, der da handelt von dem Werk der Schöpfung und Erhaltung der Welt. Die Werke Gottes, die der Psalmist hier aufzählt: daß er den Himmel mit Wolken bedeckt und Regen auf Erden gibt, daß er Gras auf Bergen wachsen läßt und dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen: diese Werke zeigen uns nicht nur die große Schöpferherrlichkeit unsers Gottes, seine große Macht und Kraft, seine unerschöpfliche Güte und liebevolle Fürsorge, sondern es sind auch solche Wohlthaten, die allem Fleisch, allem, was da lebet, zu gut kommen, vornehmlich den Menschen; aber nicht ihnen allein, sondern auch allen

Thieren. — Der den Himmel mit Wolken bedeckt und gibt Regen auf Erden! Wer kann ſolches thun als allein der HErr unſer Gott? Aller Menſchen Kunſt, Klugheit und Vermögen iſt dazu ein lauteres Nichts. So viel wunderbare, wahrhaft erſtaunliche Erfindungen von Menſchen auch ſchon gemacht worden ſind und ſo trefflich ſie gelernt haben, die großen Kräfte der Natur in ihren Dienſt zu zwingen, ſo werden ſie es doch nimmermehr ſo herrlich weit bringen, daß ſie mit unſerm Gott, dem ſtarken, allmächtigen, wetteifern, ihm das Scepter entwinden könnten im Reiche der Natur. Wahrlich, dem großen, erhabenen und wunderſamen Gott gebührt Ehre dafür, daß er mit mächtiger Hand auch im Reiche der Natur regiert, den Himmel mit Wolken bedeckt und Regen gibt auf Erden.

Und welch eine unausſprechliche Wohlthat Gottes iſt dies! Wenn er die Wolken nicht heraufführt, wenn er den Himmel verſchließt, wenn er die Feſte über uns eiſern und ehern macht, daß es wochen- und monatelang auf Erden nicht regnet und alles dürr und trocken wird und verſchmachtet und der Staub hoch liegt auf allen Landſtraßen, wie wir es dieſen Sommer (1890) eine lange Zeit erfahren haben: wie ſehnt ſich dann alles nach Regen, wie manches Auge hängt dann prüfend am Himmel, ob es nicht endlich wollte regnen, und ein Chriſtenherz ſeufzt dann zugleich zu Gott: Ach Gott, du großer, ſtarker Gott, ſende uns doch wieder einen Regen, denn das Land iſt verſchmachtet, und wir warten alle mit Verlangen deiner Güte und Gabe. Wie iſt dann große Freude allenthalben, wenn Gott nun wieder den Himmel mit Wolken bedeckt und gibt Regen auf Erden! Wie ſollten wir dieſen herrlichen Gott heute nicht hoch loben und ihm danken, daß er auch in dieſem Jahr ſolche unausſprechliche Wohlthat an uns gethan hat!

Der Pſalmiſt fährt in unſerm Text fort, Gott alſo zu preiſen: „Der Gras auf Bergen wachſen läßt; der dem Vieh ſein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen.“ Auch das iſt eine überaus herrliche That unſers Gottes! Wie herrlich kleidet er faſt das ganze Jahr hindurch, im Frühjahr, Sommer und Herbſt, alle Wieſen und Wälder, Thäler, Hügel und Berge mit Grün! Damit ziert und kleidet er auf das ſchönſte die ſonſt ſchmuckloſe, dürre Erde, daß unſer Auge ſich daran ergötzt. Und noch ein Anderes hat Gott damit im Sinn, daß er allenthalben Gras auf Bergen und in Gründen wachſen läßt: dies dient dem Vieh zur Weide und zur Nahrung. Gott iſt der Speiſemeiſter der ganzen belebten Schöpfung. Er ernährt und verſorgt alle Menſchen; er gibt dem Vieh ſein Futter, beide dem großen und dem kleinen, und läßt ſelbſt jedes Vöglein ſein Körnlein finden und iſt vor ihm nicht eines derſelben vergeſſen. Er hört das Geſchrei auch des geringſten unter ſeinen Geſchöpfen, und wäre es auch nur das Krächzen eines jungen Raben, der hungrig nach Futter ſchreit. Gott hört dies ſein Anrufen und erfüllt ſein Begehren, läßt ihn Speiſe und Futter finden. Darum ſagt der Pſalmiſt auch anderswo: „Aller Augen warten auf dich, HErr, und du gibſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit; du thuſt deine Hand auf und ſättigeſt

alles, was da lebet, mit Wohlgefallen." — Und dieser großen Wohlthat Gottes hat auch unser Land und Volk in diesem Jahr genossen: Gott hat täglich die Hungrigen darin gespeist und gesättigt. Darum ist es recht, daß unser ganzes Land heute einen Danktag begeht. Das ganze Volk des Landes ohne eine einzige Ausnahme sollte heute im Hause des HErrn erscheinen, ihn mit Danken und Loben zu preisen. Ob nun gleich viele, viele leider! solches Lob Gott heute verweigern, so wollen doch wir, die wir auch an seinem großen Tisch alle gespeist worden sind und seine unzählige Güte und Wohlthat genossen haben, nicht schweigen, sondern den HErrn dankbar preisen. Wir wollen einander zum Lobe Gottes ermuntern und mit unsern Textesworten sprechen: „Singet um einander dem HErrn mit Danken, und lobet unsern Gott mit Harfen, der den Himmel mit Wolken bedeckt, und gibt Regen auf Erden; der Gras auf Bergen wachsen läßt; der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen."

Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut, an uns und allen Enden;
Der uns von Mutterleib, und Kindesbeinen an,
Unzählig viel zu gut und noch jetzund gethan.

2.

Doch, meine Zuhörer, unser Text gibt uns für unsern heutigen Danktag nicht nur den Fingerzeig, daß unser Gott hoch zu preisen ist, sondern auch den andern, daß wir beim *Begehen desselben vor aller Selbstverherrlichung uns hüten sollen*. Also fährt unser Text fort: „Er", nämlich Gott, „hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen. Der HErr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen."

Hierbei mag vielleicht mancher in seinem Herzen denken: Warum sollte denn Gott an der Stärke des Rosses nicht Lust haben? Er ist's doch, der demselben seine Stärke gegeben hat; er hat das Roß so stark und feurig geschaffen, daß es selbst dazu taugt, in das Heer und in den Streit auszuziehen und sich vor dem Getümmel der Schlacht nicht fürchtet. Heißt es nicht 1 Mos. 1.: Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut? Und gilt dies nicht auch von dem Roß und seiner Stärke? Und ferner: Sind nicht auch alle Menschen mit Beinen, Haut und Haar und allem, was sie sind, seiner Hände Werk? Sollte er daran kein Gefallen haben? — Antwort: Von diesem allen redet unser Text nicht; sondern er redet davon, daß Gott kein Gefallen daran hat, wenn ein Mensch auf sich selbst und seine Macht *vertraut*, und *sich selbst verherrlichen will*. Wir sehen dies deutlich aus dem folgenden Verse: „Der HErr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen." *Sind das* diejenigen, an welchen Gott *Gefallen hat*: welche sind es also dann, an denen er *nicht Gefallen hat*? Antwort: Alle diejenigen,

die ihn nicht fürchten, sondern sich selbst die Ehre geben; die nicht auf seine Güte hoffen, sondern auf sich selbst und ihre Macht vertrauen. Der Sinn jenes Verses ist daher kein anderer als dieser: Gott hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, sofern man auf dessen Stärke pocht, sofern ein Fürst auf seine Heeresmacht sich verläßt; und Gott hat nicht Gefallen an jemandes Beinen, sofern jemand auf sein Gebein, auf seine Arme, auf seine Stärke und eigenes Vermögen sich verläßt. Denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Vor ihm soll sich kein Fleisch rühmen, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des HErrn. Der HErr hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen; aber er hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen.

Sehet also, meine Lieben, welch einen deutlichen Fingerzeig unser Text uns gibt, daß wir heute, an unserm Danktage, ja vor aller Selbstverherrlichung uns hüten sollen. Wohl ist es wahr: unser Land ist ein großes, weites und fruchtbares; aber ist es nicht allein Gott, der die Grenzen unsers Landes so weit gesteckt und dasselbe so fruchtbar gemacht hat? Würde unser Volk nicht Abgötterei mit sich selbst treiben, wenn es sich das als sein Werk oder Verdienst anrechnen wollte, daß es ein so weit ausgedehntes Reich von Ocean zu Ocean besitzt? Wahrlich, so wenig es das Verdienst der Bürger dieses Landes ist, daß dasselbe fruchtbar ist — das kommt doch allein von Gott — so wenig ist es auch ihr Verdienst, daß seine Grenzen immer mehr erweitert worden sind, daß es in den hundert Jahren, die seit seiner Gründung verflossen sind, sich allmählich immer weiter ausgedehnt hat. Denn Gott setzt die Grenzen der Völker nach seinem Wohlgefallen. Wehe uns, wenn wir in einer selbstgefälligen Weise unser großes Land preisen wollten! Das würde gewißlich Gottes Zorn über unser Land bringen! Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen, sondern er hat allein Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen.

Wohl ist es ferner wahr: Unser Land ist sehr entwickelt. Es ist voll großer, betriebsamer Städte, das gewerbliche Leben hat einen großen Aufschwung genommen, überall sind die verschiedenartigsten Getriebe und Fabriken; ungeheure Strecken Landes kommen alljährlich unter den Pflug und tragen reiche Ernten; ein lebhafter Handel findet im Lande statt, sowohl der einzelnen Städte unter sich, als auch ein großer Handel und Austausch mit dem Auslande; und die Folge von diesem allen ist, daß das Land eines großen Wohlstandes sich erfreut, daß der wirklich Armen verhältnißmäßig wenige sind. Aber wehe unserm Volk, wenn es sich dessen überheben, sich dieses alles selbst zuschreiben wollte! dadurch würde gewißlich Gottes Zorn über unser Volk und Land gereizt werden! Denn er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen! — Und weil die gottlose und ungläubige Welt eben doch voller Selbstverherrlichung ist, alles sich zu-

schreibt, und, Gott verleugnend, sich selber die Ehre gibt, so wollen wir Christen um so mehr heute uns vor Gott neigen, ihm demüthig die Ehre geben und sprechen: Du allein, o HErr, bist zu preisen, von deiner Hand kommt, was unser Land Großes und Gutes aufzuweisen hat. Du hast Ackerfluren und Städte, Handel und Wandel, Segen und Wohlstand gegeben, du bist's, dem Ehre und Ruhm gebührt. Wie wir bisher alles aus deiner Hand empfangen haben, so wollen wir auch fortfahren, dich zu fürchten und auf deine Güte allein zu hoffen. Ziehe nicht deine Hand von unserm Lande ab um der Selbstverherrlichung und Ruhmredigkeit seiner Bürger willen, sondern sei um Christi willen gnädig und fahre fort, uns zu segnen und zu erfreuen. Seht, meine Lieben, das ist der zweite Wink, den unser Text in Bezug auf unsern heutigen Danktag uns gibt, daß wir nämlich uns dabei vor aller Selbstverherrlichung hüten sollen.

Wohlan, so wollen wir diese beiden Winke wohl zu Herzen nehmen. Unser Gott ist hoch zu preisen, „der den Himmel mit Wolken bedeckt, und gibt Regen auf Erden; der Gras auf Bergen wachsen läßt; der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen". Darum „singet um einander dem HErrn mit Danke, und lobet unsern Gott mit Harfen". Vor Selbstverherrlichung aber wollen wir uns hüten; denn „er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemandes Beinen. Der HErr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen". Darum

Ihr, die ihr Christi Namen nennt,
Gebt unserm Gott die Ehre!
Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt,
Gebt unserm Gott die Ehre!
Die falschen Götzen macht zu Spott,
Der HErr ist Gott! der HErr ist Gott!
Gebt unserm Gott die Ehre!

Amen. Chr. K.

Gedächtnißrede über Offenb. 2, 10.

In Christo JEsu herzlich geliebte Gemeinde!

Ihr habt mich aufgefordert, an dem heutigen Tage in eurer Mitte Gottes Wort zu verkündigen. Es hat dies eine besondere Veranlassung. Euer theurer Seelsorger und seine Familie sind in große Trauer versetzt worden. Die älteste Tochter des Hauses, die erst vor wenig Jahren das Elternhaus verließ, um als junge Gattin in einem andern Pfarrhause zu walten, ist unerwartet schnell aus diesem Leben abgerufen worden. So ist Trauer, große Trauer bei den Eltern und Geschwistern, sowie bei dem im Pfarrhause weilenden Wittwer eingekehrt. Aber nicht nur in eurem Pfarrhause herrscht Trauer. Ihr bezeugt in der an mich gerichteten Aufforde-

rung: „wir trauern mit unserm lieben Pastor und wollen daher auch gern mit ihm getröstet werden."

Dieser Aufforderung will ich nun, so weit Gott Gnade gibt, nachzukommen suchen. Womit soll ich euch trösten? Der Christen einziger, aber auch ausreichender Trost ist Gottes Wort. Gottes Wort tröstet in aller Trübsal. Es kann trösten — überschwänglich trösten — auch bei der Trauer, welche in euer Pfarrhaus und in eure ganze Gemeinde eingekehrt ist.

Laßt mich auf Grund des verlesenen Gotteswortes, welches der Confirmationsspruch der selig Entschlafenen war, zu euch reden:

Von der Treue bis an den Tod und ihrer herrlichen Verheißung.

1.

„Sei getreu bis an den Tod", mahnt „der Erste und der Letzte, der todt war und wieder lebendig worden ist", nämlich unser HErr und Heiland jeden Christen. Und daran schließt er unmittelbar die Verheißung: „so will ich dir die Krone des Lebens geben". Die Treue bis an den Tod hat die Verheißung des ewigen Lebens. Welch' eine hohe Gnade widerfährt daher dem, der Treue hält bis an den Tod! Treue bis an den Tod ist das größte Gut, welches einem Menschen hier auf Erden zu Theil werden kann.

Doch, worin besteht sie? Diese hohe Gabe läßt sich sehr kurz beschreiben. Treu sein, Christo treu sein, heißt im Glauben an Christum, den Sünderheiland, bleiben. Treu sein bis an den Tod, heißt im Glauben an Christum, den Sünderheiland, bleiben bis an den Tod. Bedenkt: Christus hat sich ja uns verlorenen Sündern zum Heiland gegeben. Er hat uns mit seinem Blut von der Verdammniß erkauft und die Seligkeit zuwege gebracht. Und nun erbietet er sich im Evangelium fort und fort den Menschen als Erretter von Sünde und Tod. Wer ihn so im Glauben annimmt und — bei aller Versuchung zum Abfall — im Glauben an ihm bleibt, der bleibt Christo treu.

Treu seinem Heiland bleibt also, wer, ob er wohl durch Gottes Gnade einen christlichen Wandel führt, dennoch sich täglich vor Gott als ein armer Sünder demüthigt und seine Zuversicht vor Gott allein auf die Gnade setzt, die Christus erworben hat. Treu seinem Heiland bleibt, wer, ob er wohl von der Welt, dem Teufel und dem eigenen Fleisch zum Abfall von Christo gereizt wird, dennoch bei Christo bleibt, indem er spricht:

Weg mit allen Schätzen,
Du bist mein Ergötzen,
JEsu, meine Lust!

Und:

Gute Nacht, o Wesen,
Das die Welt erlesen,
Mir gefällst du nicht.
Gute Nacht, ihr Sünden,
Bleibet weit dahinten,
Kommt nicht mehr an's Licht.

Treu bis zum Tode bleibt, wer, ob ihm wohl von Gott manche gute Tage und Freuden auf Erden beschert werden, doch nicht sein Herz daran hängt, sondern mit seinem Herzen beim HErrn bleibt, indem er sich freut, als freuete er sich nicht, und kauft, als besäße er es nicht, und dieser Welt braucht, daß er derselbigen nicht mißbraucht (1 Cor. 7, 30. 31.). Treu bis zum Tode bleibt, wer, ob Gott ihm wohl Kreuz und Trübsal zuschickt, auch in dieser Noth an dem HErrn festhält, indem er spricht: „HErr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil" (Ps. 73, 25. 26.). Treu bis an den Tod bleibt endlich, wer, obwohl des Todes Fluthen heranbrausen, doch noch, ja, nun erst recht, Christum als Retter vom Tode ergreift und so über den Tod triumphirt.

Das, Geliebte, ist die Treue bis an den Tod! Es kann sie kein Mensch aus eigner Kraft leisten. An Christum glauben und an Christo im Glauben bleiben, das wirkt allein der Heilige Geist in dem von Natur in Sünden todten Menschenherzen. Das ist Gnade, reine Gnade, die Gott allein um Christi willen erzeigt.

Diese Gnade aber ist nun auch der theuren Entschlafenen zu Theil geworden. Sie hat durch Gottes Gnade Treue gehalten bis an den Tod. Ja, Gottes Gnade hat sich an ihr besonders wahrnehmbar verherrlicht. Ob sie wohl als Kind, als Jungfrau und als Gattin durch Gottes Gnade ein wahrhaft christliches, gottseliges Leben führte, so blieb sie doch vor Gott eine arme Sünderin, die allein der Gnade, welche ihr Heiland ihr erworben hat, leben wollte. Als sie auf ihrem Krankenbett daran erinnert wurde, daß der Heiland alle zu Gnaden und zum ewigen Leben annehme, die als arme Sünder zu ihm kommen, da klagte sie bitter über ihre Sünde (insonderheit auch über die erbsündlich verderbte Natur, die sich nicht recht in Gottes Wege schicken wolle) und bekannte, daß Christi Blut und Gerechtigkeit ihr einziger Trost sei. Ja, weil sie allein von der Gnade ihres Heilandes leben wollte, so hielt sie sich fleißig zu den Gnadenmitteln, zu Wort und Sacrament. Ferner: die Entschlafene war mit herrlichen Gaben des Geistes und Leibes ausgestattet, sie war mit einem scharfen Verstand und mit leiblicher Anmuth geziert, aber dabei blieb sie doch demüthig, bescheiden und anspruchslos, ein deutliches Zeichen, daß sie im demüthigen Glauben an ihren Heiland stand. — Ihr war manche irdische Freude vergönnt. Gott hatte ihr liebe Eltern und Geschwister beschert, an denen sie mit inniger Liebe hing, einen Gatten, dem sie in echter Gattenliebe zugethan war, sowie zwei Kinder, die sie zärtlich liebte; aber durch alle diese Gaben wurde ihr Herz nicht von ihrem Heilande abgezogen, sondern demselben erst recht zugeführt. Als sie daher ihre Krankheit sich zum Tode wenden sah, da brach bei ihr eine wunderbare Freude hervor darüber, daß sie nun bald bei ihrem Heilande im Himmel sein werde, ihren Gatten und ihre Kinder-

lein der Gnade und Treue Gottes befehlend. Sie sprach unter Anderm: „Ich habe meinen Mann und meine Kinder von Herzen lieb, aber ich habe sie dem lieben Gott übergeben und weiß, daß er für sie sorgen wird.“ Ihr Glaube hat sich auch unter dem Kreuz bewährt. Schon seit dem vierzehnten Jahre litt die Entschlafene zeitweilig an heftigen Nervenschmerzen, die sie Tag und Nacht peinigten. Aber sie konnte dieses Kreuz in christlicher Geduld und Ergebenheit so tragen, daß die Angehörigen kaum je Ungeduld oder Unzufriedenheit an ihr bemerkten. Sonderlich hat Gott sie auf ihrem letzten Krankenlager in den Ofen der Trübsal geworfen. Jammer und Elend hatten sie umgeben, so daß die ihr Lager Umstehenden es kaum mit ansehen zu können meinten. Aber die Kranke blieb wunderbar getrost; ja, sie konnte Gott für das Kreuz von Herzen danken. Sie sprach: „Ach, was würde ohne Kreuz aus uns werden! Und doch sind wir oft nicht zufrieden, wenn der treue Gott mit Kreuz uns heimsucht.“ Wahrlich, ein herrliches Kennzeichen, daß ihr Herz auch unter dem Kreuze unverrückt an ihrem Heilande hangen blieb. Endlich hat ihr Glaube im Tode selbst herrlich Stand gehalten. Ihre letzten vernehmlichen Worte waren ein Bekenntniß zu dem Sünderheiland. Als sie nur noch stammeln konnte, vernahm man von ihren Lippen die Worte „theuer“, „werth“. Ihre Seele beschäftigte sich mit dem Spruch: „Das ist je gewißlich wahr, und ein theuer, werthes Wort, daß Christus JEsus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“ Als man ihr dann dieses Wort vorbetete, sprach sie deutlich: „mehr, mehr!“ So ist sie im Glauben und Bekenntniß des Sünderheilandes eingeschlafen. Sie ist treu geblieben bis an den Tod.

O, wie hat sich doch Gottes Gnade an der theuren Entschlafenen verherrlicht! Welches Gnadenwunder hat uns Gott in derselben vor Augen gestellt! Ihr war nur ein kurzes Erdenleben beschieden. Es will uns scheinen, daß sie zu früh abgerufen sei. Und doch, wenn wir bedenken, daß der Christen Lebensziel ist, Treue zu halten bis an den Tod — wie herrlich hat Gottes Gnade sie zu diesem Ziele geführt! Wie müssen da Eltern und Geschwister, der Gatte und alle Mittrauernden mitten in der Trauer fröhlich sein und Gottes Gnade preisen und rühmen, die sich an der Entschlafenen so wunderbar erwiesen hat! Wie müssen wir auch Alle zu Gott flehen, er wolle solche Gnade auch uns erzeigen, er wolle unser Ende sein lassen, wie der Entschlafenen Ende, er wolle auch uns treu sein lassen bis an den Tod!

2.

Doch noch mehr wird unser Herz zu Lob und Dank gegen Gott bewegt und zum brünstigen Gebet um die Treue bis an den Tod getrieben werden, wenn wir noch etwas näher die herrliche Verheißung erwägen, welche der Treue bis an den Tod gegeben ist.

„Sei getreu bis an den Tod“, heißt es, „so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Welch' eine Verheißung! Irdischen Siegern wer-

den irdische Kränze und Kronen zu Theil. Christus gibt denen, welche treu waren bis an den Tod, die Krone des ewigen Lebens! Ewiges Leben! Wer vermag die Herrlichkeit und Seligkeit würdig zu beschreiben, welche das ewige Leben in sich schließt? Wir können nur ein wenig davon lallen. Die die Krone des Lebens empfangen, schauen den, an welchem sie hier nur glaubten, von Angesicht zu Angesicht, und werden durch solches Anschauen stetig von Freude und Wonne durchschauert und mit Wollust getränkt, als mit einem Strome. Alles, was Schmerz und Betrübniß heißt und ist, ist völlig abgethan, und alles, was Freude und Wonne ist, findet sich bei ihnen. Da gibt's keine Schwachheit, keine Krankheit, kein Seufzen, keine Klage, keine Thränen, sondern nur Gesundheit, Leben, Kraft, Freude und Wonne, Singen und Jubiliren in der Gesellschaft aller Seligen und aller heiligen Engel immer und ewiglich. Sollte man es für möglich halten, daß über arme Sünder eine solche Herrlichkeit und Seligkeit kommen könnte! Und doch — alles ist Wirklichkeit! Das ist die herrliche Verheißung, welche denen gegeben ist, die treu sind bis an den Tod.

Diese Verheißung hat auch die Entschlafene erlangt. Das ist so gewiß, so gewiß sie im Glauben stand. So gewiß sie im Glauben und Bekenntniß des Sünderheilandes ihren letzten Athemzug gethan hat, so gewiß hat der Heiland mit ihr nach seiner Verheißung gehandelt: „ich will dir die Krone des Lebens geben." Ja, die Entschlafene hat schon hienieden in ganz besonderem Maße die Kräfte der zukünftigen Welt geschmeckt. Sie war im Glauben schon im Himmel. Daher kam auch ihre wunderbare Sterbensfreudigkeit; daher kam es, daß sie so gar nicht vor dem Tode sich fürchtete, sondern immer und immer wieder bezeugte, daß sie Lust habe abzuscheiden und bei Christo zu sein. Mit vor himmlischer Freude strahlendem Angesicht sprach sie kurz vor ihrem Abscheiden:

Wie wird's sein, wie wird's sein,
Wenn ich zieh' in Salem ein,
In die Stadt der goldnen Gassen!
HErr, mein Gott, ich kann's nicht fassen,
Was das wird für Wonne sein!

Bald darauf:

Wo ist der Freudenort?
Sonst nirgends mehr als dort,
Wo die Engel singen dem lieben JEsulein
Und die Psalmen klingen
Im Himmel hell und rein.
Eia, wärn wir da! Eia, wärn wir da!

Und dann:

Ach, wär ich doch schon droben
Mein Heiland, wär ich da,
Wo dich die Engel loben
Und säng' Hallelujah!
Wo JEsus wird geschauet,
Da sehn ich mich hinein.
Wo JEsus Hütten bauet,
Ach, dort ist gut zu sein!

Als sie ihrem irdischen Zustande nach noch vom Schmerz und Jammer umgeben war, als der Leib sich noch unter Schmerzen wand, so daß den Umstehenden das Herz brechen wollte, da sprach sie: „Mir ist zu Muthe, als sollte ich auf eine Hochzeit gehen." So herrlich hat der treue Heiland an der Entschlafenen seine Verheißung: „ich will dir die Krone des Lebens geben" erfüllt und sie die Kraft dieser Verheißung schon hier in diesem Jammerthal schmecken lassen. O, wie müssen wir daher, bei aller Trauer, die unsere Herzen erfüllt, in einen Lobpreis der Gnade des Heilandes ausbrechen! Ja, wir danken dir, du treuer Heiland, daß du uns durch dein Leiden und Sterben und deine Auferstehung wiedergeboren hast zu einer lebendigen Hoffnung, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel!

Wir alle aber, die wir noch auf der Wallfahrt begriffen sind, wollen uns durch das Beispiel der Seligen daran erinnern lassen, daß wir auch den guten Kampf des Glaubens kämpfen und Christo treu bleiben bis an den Tod, damit er auch an uns seine Verheißung erfüllen könne: „so will ich dir die Krone des Lebens geben." Ach, was sind alle Güter und Genüsse, welche die Welt bietet und mit welchen sie uns von unserm Heilande fortzulocken trachtet, gegen die Krone des ewigen Lebens, welche denen zu Theil wird, die treu bleiben bis an den Tod! Darum ist heute unser brünstiges Flehen, Gott wolle einen jeden von uns heute und alle unsere Lebenszeit das Wort beherzigen lassen:

„Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Amen. F. P.

Grabrede über Joh. 4, 50.

„Gehe hin, dein Sohn lebet", das waren die tröstlichen Worte, welche Christus einst einem bekümmerten Vater zurief. Der Königische war's, den die Angst um seinen todkranken Sohn zu Christo getrieben hatte in der Hoffnung, daß bei ihm allein noch Hülfe zu finden sei; deshalb bat er ihn auch, daß er hinab käme und hülfe seinem Sohn. Christus versagte dem Vater zwar den Gang in sein Haus, aber nicht die erbetene Hülfe; eher, als er sie erwartete, wurde sie ihm zu Theil. Christus sprach zu dem Vater: „Gehe hin, dein Sohn lebet", und er glaubte dem Wort, ging hin und fand seinen Sohn lebend. Alle Traurigkeit war in Freude verwandelt worden.

Ein ähnliches Kreuz hat euch betroffen, geliebte Eltern. Die Freude wich aus eurem Hause, als euer hoffnungsvoller Sohn mit Krankheit heimgesucht wurde. Da litten auch eure Herzen und mit Bangen blicktet ihr auf euren Sohn und fragtet euch, ob er auch wieder genesen würde. Ihr wandtet euch zu dem rechten Arzt und Helfer, Christus, und batet ihn, er

möchte, wenn es sein Wille wäre, kommen und euren Sohn gesund machen, und was in euren Kräften stand, thatet ihr, um ihm zur Gesundheit zu verhelfen, an Mitteln und Pflege ließet ihr es nicht fehlen, aber ihr mußtet bald erkennen, daß es der HErr anders beschlossen hatte und euren Sohn von euch fordern würde. So ist es auch geschehen; mit verwundeten Herzen, unter Thränen stehet ihr an dem Grab eures Sohnes und verlanget nach Trost. Das Wort Christi, welches den Königischen tröstete, hat auch Trost für euch und ich rufe es euch zu: „Gehet hin, euer Sohn lebet."

Ihr seid Christen, ihr gehört zu denen, die nicht sehen und doch glauben. Ihr glaubt dem Evangelium, welches uns verkündigt, daß da Leben sei, wo wir kein Leben sehen, sondern nur Tod und Verwesung, weil Christus lebt, welcher den Tod, den Sold der Sünde, überwunden hat. Das Evangelium verkündigt uns: Als Gott das Elend voraussah, in welches sich die Menschen durch den Abfall von ihm stürzen würden, die Herrschaft des Todes und dessen verderbliche Gewalt in Zeit und Ewigkeit, da beschloß er nach seiner unergründlichen Liebe, die Sünder von der Gewalt des Todes zu erlösen und ihnen das ewige Leben wiederzugeben. Seinen eingebornen Sohn erkor er zum Heiland für uns und der Sohn gelobte: „Tod, ich will dir ein Gift sein, Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein."

Er verließ seinen Himmelsthron und kam herab zu uns auf die Erde und wurde ein Mensch wie wir, und als wahrer Gott und Mensch in Einer Person zog er aus, des Todes Gewalt zu brechen und den Tod zu tödten. Des Todes Gewalt ist vernichtet, wenn die Ursache des Todes hinweg ist. Der Tod ist der Sünden Sold; wo aber keine Sünde mehr ist, da hat der Tod nichts mehr zu suchen; deshalb hat Christus, um des Todes Gewalt über uns zu brechen, alle unsere Sünden von uns weg auf sich geladen und auch die Strafe über sich ergehen lassen. In Gethsemane haben ihn des Todes Schrecken ergriffen; wie hat er da gezittert und gebebt, wie hat die Angst ihn hin und her getrieben und ihm den blutigen Schweiß ausgepreßt, wie hat er den Stachel des Todes gefühlt, als er ausrief: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!" Auf Golgatha am Kreuz hat er die Bitterkeit des Todes ertragen unter dem Feuer des göttlichen Zornes, in der Verlassenheit von Gott und unter Marter und Qualen hat er sein Haupt geneigt und ist verschieden. Aber der Tod konnte Christum nicht halten, er mußte ihn wieder herausgeben, am dritten Tage ist Christus wieder auferstanden von den Todten, er hat dem Tode die Macht genommen, Unschuld und ewiges Leben wiederbracht. Durch seinen Tod hat er uns vom Tod erlöset und nun verkündigt er in aller Welt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben

und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."

Wer also an den HErrn Christum glaubet, wer seine Zuversicht darauf setzt, daß Christus ihn von Sünde, Tod und der Gewalt des Teufels erlöset hat, der stirbt nicht, sondern lebt, ob er gleich stürbe. Nach diesem Wort der Verheißung lebt euer Sohn, er ist nicht gestorben. In seiner heiligen Taufe ist ihm die Erlösung vom Tod geschenkt worden, denn das Bad der Wiedergeburt wirkt Vergebung der Sünden, erlöst vom Tod und Teufel und gibt die ewige Seligkeit. Durch den Unterricht in Gottes Wort hat er gelernt, was Gott in seiner Liebe und Gnade an ihm gethan, und wie er ihn durch sein Blut und Tod erlöst und selig gemacht und in der Taufe ihm die Seligkeit geschenkt hat. Das hat er geglaubt und seinen Glauben bei der Confirmation bekannt, und bei diesem Glauben ist er geblieben in seinem bald darauf folgenden Krankenlager und hat bekannt:

Ich bin getauft auf deinen Namen,
Gott Vater, Sohn und Heil'ger Geist.
Ich bin gezählt zu deinem Samen,
Zum Volk, das dir geheiligt heißt.
Ich bin in Christum eingesenkt,
Ich bin mit seinem Geist beschenkt.

In diesem Glauben ist euer Sohn gestorben, aber er lebt dennoch. Wer an den HErrn Christum glaubt, der hat Vergebung der Sünden, und wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit, da hat der Tod als der Sünde Sold nichts zu schaffen. Der Tod ist eurem Sohn ein Schlaf worden; während seine Seele bei Gott lebt, schläft sein Leib im Grab, und auf diesen Schlaf folgt eine Auferweckung zum ewigen Leben. Am jüngsten Tag wird Christus in dies eures Sohnes Grab rufen: Jüngling, stehe auf! und in Herrlichkeit wird er auferstehen und ihr werdet ihn wieder haben und eure Freude wird groß sein.

So gehet denn hin in der Gewißheit, daß euer Sohn nicht gestorben ist, sondern lebt. Darin werdet ihr den Trost finden, den ihr sucht, und den Balsam, der eure Schmerzen heilt. Und alle, die wir hier mit den Weinenden weinen, lasset uns bedenken, daß wir auch sterben müssen, auf daß wir klug werden und uns auf unser Stündlein vorbereiten und trachten nach dem beständigen Glauben an JEsum Christum, durch welchen wir vom Tod zum Leben hindurchdringen. Dazu helfe uns der gnädige Gott um seines Sohnes willen. Amen. W. A.

Dispositionen über die Sonn- und Festtagsevangelien.

Dreiundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis.

A.

Matth. 22, 15—22.

Die Pharisäer versuchten Christum oft mit verfänglichen Fragen. Aber sie wurden nicht nur jedes Mal an Christi Weisheit zu Schanden, sondern die Antworten, die Christus ihnen gab, enthalten zugleich die trefflichsten Lehren für uns. So im Evangelium am achtzehnten Sonntag nach Trinitatis. So auch heute. Laßt uns daher ꝛc.

Die Frage der Pharisäer: Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? Wir betrachten

1. wie diese Frage von den Pharisäern Christo vorgelegt worden ist,

a. die Absicht, welche die Pharisäer mit dieser Frage verbanden: sie wollten ihn fangen in seiner Rede, V. 15.,

b. die Personen, durch welche sie Christo diese Frage vorlegen, nämlich α. ihre Jünger, V. 16., um der Sache einen unverdächtigen Schein zu geben (als triebe die Jünger löblicher Eifer und Bedenken ihres Gewissens, und nicht pharisäische Tücke und Feindschaft wider Christum) und Christum zu bewegen, mit der Sprache herauszugehen und offen seine Meinung zu sagen, β. die Diener Herodis, V. 16., um Christum gleich festnehmen zu können, falls er eine den Gewalthabern verdächtig klingende Antwort geben würde,

c. das heuchlerische Lob, mit welchem sie ihn zum Reden bewegen wollen, daß er sie mit ihrer Frage nicht abweise, α. sie nennen ihn „Meister", V. 16., β. sie erheben ihn als einen wahrhaftigen und rechten Lehrer, V. 16., γ. sie geben ihm das Lob der Unerschrockenheit, welche Menschen und ihr Ansehen nicht fürchtet, V. 16. — Und ist doch alles nur Heuchelei; sie wollen ihm damit nur den Mund zum Reden öffnen, V. 17. („darum sage uns"),

d. die Frage, die sie vorbringen: Was dünket dich, ist's recht ꝛc., V. 17., α. die Verfänglichkeit dieser Frage: Würde er dieselbe mit Ja beantworten, so wollten sie ihn durch ihre Jünger als einen Feind des Volkes Gottes ausschreien; würde er die Frage aber verneinen, so waren ihren Jüngern die Diener Herodis beigegeben, β. die Bedeutsamkeit dieser Frage; die Frage betraf א. zunächst das Verhältniß des jüdischen Volkes zu dem römischen Kaiser, ב. dann aber betrifft sie überhaupt die Stellung der Christen gegenüber der weltlichen Obrigkeit;

2. wie diese Frage von dem HErrn JEsu beantwortet worden ist,

a. er straft, die wider ihn gebrauchte arge List wohl erkennend, zunächst der Pharisäer Heuchelei und Bosheit, V. 18. Welch ein einschneiden-

der Gegensatz zwischen der Pharisäer freundlicher, einschmeichelnder Anrede und Christi strafenden Worten! Wie mögen Christi Feinde bestürzt worden sein, als sie so ihren schlauen, fein angelegten Anschlag entdeckt sahen!

b. er läßt sich die Zinsmünze reichen und überführt damit die Pharisäer, daß sie des Kaisers Unterthanen seien, V. 19. 20. 21a.,

c. er gibt ihnen hierauf den unerwarteten Bescheid: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, V. 21. Durch diese Antwort hat Christus nicht nur den Rathschlag seiner Feinde wider ihn zu Schanden gemacht, V. 22., sondern zugleich auch den Christen eine wichtige Lehre in Absicht auf ihre Stellung zur weltlichen Obrigkeit gegeben. Dem Kaiser soll man geben, was des Kaisers ist, das ist, was ihm gehört, gebührt und zukommt, Zins, Dienst und Gehorsam. Gott hat diese Rechte der Obrigkeit bestätigt, Röm. 13, 1. 2. 5. 6. 7. 1 Petr. 2, 13. 14. 17. Und dies hindert gar nicht, Gott zu geben, was Gottes ist, wie die Juden fälschlich meinten. Welches Unheil hat es schon oft in der Welt angerichtet, daß man die Frage aufwarf: Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? daß man die Rechte der Obrigkeit nicht anerkennen wollte! — Freilich soll man aber auch dem Kaiser nur das geben, was des Kaisers ist, nicht zugleich auch das, was Gottes ist. Was Gottes ist, muß Gott gegeben werden — das ist die erste und höchste Forderung. Fordert der Kaiser neben dem Seinen auch das, was Gottes ist, so ist ihm, der damit in Gottes Rechte und Regiment eingreift, hierin der Gehorsam zu verweigern, Apost. 5, 29. Auch das hat schon viel Unglück auf Erden angerichtet, daß der Kaiser sich anmaßte und forderte, was Gottes ist. Christen aber finden in solchen Fällen durch die Antwort Christi in unserm Text ihr Gewissen wohl berathen. Chr. K.

B.

Matth. 22, 15—23.

In unserm heutigen Evangelium hören wir, wie die Pharisäer Christum in seiner Rede fangen wollten, indem sie ihm die Frage vorlegten: Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? So arglistig sie es aber auch angefangen hatten, an Christo war ihre List doch vergebens. Er ließ sich nämlich von ihnen die Zinsmünze reichen, die des Kaisers Bild und Ueberschrift trug, und sprach dann zu ihnen: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Das ist ein wichtiger Ausspruch des HErrn für Christen in Betreff ihrer Stellung im Reiche Gottes und zugleich im Weltreiche. Laßt uns daher jetzt erwägen:

Was lehren die Worte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist? nämlich

1. die Worte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; sie lehren,

a. was wir der Obrigkeit geben sollen, „was des Kaisers ist", Zins, Dienst, Gehorsam und Unterthänigkeit,

b. daß wir der Obrigkeit dies getrost geben dürfen, „gebet dem Kaiser ꝛc." Es geschieht Gott damit kein Abbruch und ist nicht wider den Dienst Gottes; vielmehr wird Gott auch hierdurch gedient; denn Gott hat auch dies geboten,

c. daß wir der Obrigkeit dies gern geben sollen, Gott fordert solchen Dienst von uns, „gebet dem Kaiser ꝛc."

d. daß wir der Obrigkeit zu geben haben, was ihr ist, nicht mehr. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Es gibt nämlich gewisse Dinge, die der Obrigkeit nicht zu geben sind, weil Gott sich dieselben vorbehalten hat;

2. die Worte: Und Gott, was Gottes ist; sie lehren,

a. was wir Gott geben sollen: Alles, was sein ist, nämlich des Menschen Herz, welches Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen soll,

b. daß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist, wohl neben einander hergehen könne, wenn die Obrigkeit in den ihr von Gott gesetzten Schranken bleibt, „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist",

c. daß nur das der rechte gottgefällige Gehorsam gegen den Kaiser ist, wenn man dabei Gott gibt, was Gottes ist, wenn also letzteres der Grund des Gehorsams gegen den Kaiser ist, „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist",

d. daß wir uns auch durch den Kaiser nicht hindern lassen dürfen, Gott das Seine zu geben, „und Gott, was Gottes ist".

Chr. K.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis.

„Ach, wenn ich nur JEsum recht kenne und weiß, so hab ich der Weisheit vollkommenen Preis." Die Welt, die nichts von Christo wissen will, rühmt ihre Weisheit, Jer. 9, 23. 24. Viele unter denen, die Christen heißen, meinen die rechte Erkenntniß Christi zu haben, und haben sie doch nicht, und sind darum auch keine Christen. Es ist darum wichtig, zu wissen ꝛc.

Matth. 9, 18—26.

Die rechte Erkenntniß Christi;

1. woraus wird sie geschöpft? Aus dem heiligen Evangelium, welches ist

a. nicht eine Predigt von Werken,

b. sondern „eine Predigt von der einigen Person, die da Christus heißet", in welcher uns derselbe vor die Augen gemalt wird α. als ein allmächtiger Helfer, der allen Elenden helfen, aus allen Nöthen retten kann,

aus leiblicher und geistlicher Noth, aus den größten Nöthen, β. als ein freundlicher Helfer, der א. gern und mit Lust und ב. umsonst hilft;

2. worin besteht sie?

a. nicht in einer buchstäblichen Erkenntniß dessen, was das Evangelium von Christi Person und Amt sagt,

b. sondern darin, daß einer, dem alles genommen ist, Marc. 5, 26., durch die Predigt von Christo und die gnädige Wirkung des Heiligen Geistes zu Christo hingezogen, nun sieht, daß ihm nicht anders geholfen werde, als durch diesen Mann, und gewiß weiß, daß derselbe α. weil er allmächtig ist, auch ihm helfen könne, β. weil er freundlich und barmherzig ist, auch ihm helfen wolle, γ. weil er treu und wahrhaftig ist, auch ihm helfen werde;

3. was nützt sie? Wer diese Erkenntniß hat, der allein ist

a. ein Christ. S. Luthers Kirchenpost. 14, 285 f.;

b. ein glückseliger Mensch, der α. in allen Nöthen, sie heißen, wie sie wollen, im Leben und Sterben, א. eine stete und ב. gewisse Zuflucht hat. Luther, ib. S. 287 f. 296; β. für diese Glückseligkeit sich dankbar erweist.

„So ist nun dies die Summa des ganzen Evangelii, daß wir also Christum lernen recht erkennen und daß nicht allein der bloße Name da bleibe, sondern daß wir wissen, daß" ꝛc. ib. S. 290. G.

Fünfundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis.

Matth. 24, 15—28.

Als der HErr JEsus den des Tempels Gebäu ihm zeigenden Jüngern ankündigte: „Es wird hie nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde", meinten die Jünger irrthümlich, dies werde nicht anders als am Ende der Welt geschehen, und fragten ihn daher: Sage uns, wann wird das geschehen? und welches wird das Zeichen sein deiner Zukunft und der Welt Ende? Matth. 24, 1—3. Der HErr JEsus beantwortete ihnen nach seiner Weisheit diese Frage so, daß er beides, die Zerstörung Jerusalems und das Ende der Welt, zusammenfaßt und den Hereinbruch dieser beiden Ereignisse mit einander beschreibt. Diese beiden Zeiten sind ja einander ähnlich. Auch was der HErr in unserm heutigen Evangelium sagt, ist für uns Christen der letzten Zeit nöthig und nütze. Wir fragen:

Was lernen wir aus unserm Evangelium in Betreff der letzten Zeit?

1. daß es eine böse Zeit ist; es findet sich nämlich

a. der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, V. 15., ein immer größer werdender Abfall, Unglaube, Verachtung des göttlichen Wortes, Heuchelei, Weltwesen ꝛc.,

b. große Trübsale, V. 21., Strafgerichte Gottes über die ungläubige Welt, darunter auch die Christen mitzuleiden haben, nebst Verfolgung der Christen seitens der Gottlosen,

c. falsche Christi und falsche Propheten, mit großen Zeichen und Wundern, V. 24. Man denke an die vielen Secten, insonderheit an das Papstthum; auch der Spiritualismus und seine Verbreiter, geheime und andere gottwidrige Verbindungen, auch auf socialem Gebiet, Socialismus ꝛc.

Gewiß, eine böse Zeit!

2. wie wir in dieser bösen Zeit uns halten sollen;

a. bei dem Greuel der Verwüstung sollen wir geistlich fliehen, V. 16., die Gemeinschaft der Abfälligen und Ungläubigen, auch den Unglauben selbst und die Versäumniß des Wortes meiden, vor Heuchelwesen uns hüten, von der Welt und ihrem Wesen uns unbefleckt halten; solche Flucht soll geschehen α. ohne Säumen, V. 16. („alsdann"), und fort und fort, β. mit Ernst, V. 17. 18.,

b. in den Trübsalen sollen wir Gott bitten, V. 20.; dazu soll uns bewegen α. die Größe der Trübsale, V. 19. 21., β. der Wille Christi, der sein mitleidiges Herz offenbart und uns bitten heißt, V. 19. 20., γ. die Verheißung Christi, V. 22.;

c. den falschen Propheten sollen wir nicht glauben, V. 23., und uns hüten, daß wir nicht durch sie verführt werden, V. 24.; sollen an Christi Warnung gedenken, V. 25., und ihnen daher nicht folgen, V. 26.; sollen mit ungetrübtem Blick ausschauen zu der Zukunft des HErrn, die jeden Augenblick erfolgen kann, V. 27., und die Menge der falschen Propheten als Zeichen der großen Nähe des hereinbrechenden Tages des HErrn ansehen, V. 28. Chr. K.

Sechsundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis.

Matth. 25, 31—46.

Glaube und Liebe sind die beiden großen Hauptstücke im Christenleben, deren eins ohne das andere nicht sein kann, auch nicht eins für das andere eintreten kann, keins das andere ersetzen kann. Die rechte Unterscheidung zwischen Glaube und Liebe ist so wichtig, daß, wo man dieselbe fallen läßt, das Christenthum selber preisgegeben wird. Darum ist noth, daß man diese Lehre immer wieder treibe. Eine Anleitung dazu haben wir in unserm Evangelium.

Der Glaube und die Liebe im jüngsten Gericht;

1. der Glaube, durch den wir Erben sind des Reichs, das uns bereitet ist;

a. der jüngste Tag wird ein Tag der Sonderung der Bösen von den Guten, der Gerechten von den Ungerechten sein, nachdem bis zum Ende der Welt Unkraut und Weizen in der Welt, Heuchler und wahre Christen in der äußerlichen Kirche bei einander waren. Mit dieser Scheidung wird das Gericht seinen Anfang nehmen, wenn alle Völker werden vor des Menschen Sohn versammelt sein. Dazu wird auch keine Untersuchung, kein Verhör

vonnöthen sein; denn der HErr kennet die Seinen, und er wird sie von einander scheiden, nicht nach dem, was sie gethan haben, sondern nach dem, was sie sind, Schafe und Böcke, Gesegnete durch Christum, Eph. 1, 3. durch den Glauben, Gal. 3, 9., und solche, die, weil ohne Christum und ohne Glauben, verflucht sind; Gerechte, gerecht durch den Glauben, Röm. 5, 1. 3, 28., und solche, die es nicht sind, V. 31—34. 41. 37.,

b. der jüngste Tag wird sein der Tag des Eingehens aller Frommen nach Leib und Seele in das Reich der Herrlichkeit, das nicht sie selbst sich bereitet haben, sondern das ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt; das nicht sie sich erarbeitet haben, sondern das sie ererben sollen als Kinder Gottes, ihres Vaters, von denen geschrieben steht: „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben", und „ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben". So wird im jüngsten Gericht nach Glauben und Unglauben Seligkeit und Verdammniß ausgetheilt, V. 34. 41. 46.,

c. darum gilt es darauf bedacht sein, daß wir im Glauben bleiben, damit wir unsträflich erfunden werden an jenem Tage; nichts, kein Werk und Thun, wird da den Glauben ersetzen können. Wie dort nur zwei Klassen sein werden, die zur Rechten und die zur Linken, und keiner aus der einen in die andere kommt, so gehört hier schon ein jeder einer von beiden Klassen an; darum prüfe sich ein jeder und wache! V. 32. 33.;

2. die Liebe, durch die wir Zeugniß haben des Glaubens, der in uns thätig ist;

a. der jüngste Tag soll ein Tag sein „der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, welcher einem jeglichen geben wird nach seinen Werken", Röm. 2, 5. 6., insofern als das Gericht ein öffentliches sein soll, das auch Engeln und Menschen und Teufeln offenbar machen soll, daß Gott die Person nicht ansieht, daß die, welchen das Reich zu Theil wird, wirklich andre Leute gewesen sind schon hier im Leben als die, welche in's ewige Feuer gehen müssen, und daß die, welche verloren gehen, wirklich durch eigene Schuld verloren gehen, nachdem sie der Ordnung Gottes, daß, wer glaubt, soll selig, wer nicht glaubt, verdammt werden, nicht geachtet haben. So wird denn der Richter die Zeugen aufrufen für Glauben und Unglauben, die Werke der Liebe, durch die der Glaube thätig war, und die Erweisungen der Lieblosigkeit, aus welchen der Unglaube offenbar wird, V. 35. u. 36. 42. u. 43.;

b. dies Zeugniß wird dienen α. zu Gottes Ehren, der sich in seiner Gnade und in seiner Gerechtigkeit verherrlicht, da die Gläubigen selig werden, die von keinem Verdienst und keiner Würdigkeit ihrerseits zu sagen wissen, V. 37—40., die Selbstgerechten aber mit Schanden bestehen müssen, ob sie schon sich rühmen vor Gott, V. 44. u. 45.; β. zur Rechtfertigung der Kinder Gottes vor denen, von welchen sie hier im Leben verdächtigt, gelästert und geschmäht und sonst verfolgt worden sind, V. 45.

c. darum sollen wir in diesem Leben Fleiß thun in allerlei gutem Werk, alle Gelegenheit wahrnehmen, so mancherlei sich uns bietet („hungrig, durstig, nackend, krank, gefangen"), und die Zeit auskaufen; denn wir wissen wohl, daß, aber nicht, wann des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit; auch uns gedulden, wenn wir Verachtung und Verfolgung erfahren müssen, und uns ja nicht der Welt gleich stellen, um ihrer Feindschaft zu entgehen; denn es kommt die Zeit, da wird die gottlose Welt verdammt und die verachteten Kinder Gottes kommen zu Ehren, V. 31. 46.

A. G.

Erster Sonntag des Advents.

Matth. 21, 1—9.

„Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters", wird einst an jenem Tage der Heiland zu denen zu seiner Rechten sprechen. Soll auch uns einst dieser Zuruf gelten, so müssen wir hier in der Zeit schon geworden und geblieben sein Gesegnete des HErrn. Dazu soll uns dienen das heilige Weihnachtsfest und das ganze neue Kirchenjahr. Wie geschieht das?

Was muß geschehen, damit das heilige Weihnachtsfest und das ganze neue Kirchenjahr uns zum Segen gereiche?

1. Der König der Tochter Zion muß bei uns in Gnaden Einzug halten.

a. Jerusalem hatte Festschmuck angelegt, denn die Stämme zogen hinauf zum Osterfest, wie auch JEsus und seine Jünger in jenen Tagen „nahe bei Jerusalem kamen". V. 1. Und doch war's eine Stadt, bei deren Anblick Thränen des Mitleids berechtigt waren. Und wie Jerusalem, so war die weite Welt bejammernswerth mit aller ihrer Herrlichkeit. Darum zieht JEsus, der verheißene König der Tochter Zion, nach Jerusalem, der von Gott versehen, verheißen und gesandt war, daß die Kinder des Zorns würden Gesegnete des HErrn. Darum kommt er so arm, in Knechtsgestalt, ob er gleich der allmächtige, der allwissende Gott ist, V. 2—5. So kam er in's Fleisch zu Bethlehem; so kam er zum Leiden und Sterben nach Jerusalem. Das, nicht ein bloß menschlicher Tugendlehrer, ist auch der JEsus, der uns im Evangelium vor die Augen gestellt wird, in dem alleine Heil ist. Wo ein andrer JEsus gepredigt wird, da bleibt lauter Fluch, da folgt kein Segen; wo aber er kommt, da kommt der wahre Heiland und mit ihm Heil und Segen die Fülle, Vergebung der Sünde, Friede mit Gott, Hoffnung für Zeit und Ewigkeit, hier schon der Vorschmack der himmlischen Freude,

b. darum gilt es, darauf bedacht sein, daß es an solchem Einzug bei uns nicht fehle. Nur der Heiland des Sacharja, V. 5., der andern Propheten, der Evangelisten und Apostel soll in unsern Weihnachtspredigten, in den Predigten des ganzen Kirchenjahrs erscheinen, und derselbe immerfort und immer auf's Neue; und soll uns nicht verdrießen, denselben JEsum

immer wieder zu predigen und solche Predigt immer wieder zu hören; hingegen soll man meiden und fliehen, wer einen andern Heiland bringt, überhaupt eine andere Lehre führt, als das Wort der Apostel und Propheten.

Kommt aber der König der Tochter Zion zu uns, so muß, sollen wir seines Segens auch genießen, noch ein Zweites geschehen;

2. es muß ihm bei uns auch ein rechter Empfang bereitet werden.

a. Jerusalem blieb beweinenswerth, obschon JEsus daselbst Einzug hielt. Und die Meisten unter den Menschen bleiben ungesegnet, ob auch für die ganze Welt das Heil bereitet ist und frei dargeboten wird. Ja mancher Hörer des Worts, auch der reinen Lehre, geht des Segens verlustig, den die Weihnachtspredigt, die Predigt des Evangeliums, die ihm Christum bringt, ihm kräftig darbietet. Woher das? Die Einen brauchen keinen Heiland; sie sind sich selbst genug und suchen ihre Seligkeit in den Gütern und Freuden dieser Erde. Die Andern wollen keinen solchen Heiland. Noch andern ist die Art und Weise seines Einzugs nicht genehm oder die Gesellschaft, in der er kommt oder bei der er Einkehr hält, V. 2—7. So kommt es bei ihnen zu keinem rechten Empfang dessen, der zu segnen kommt, und sie bleiben ohne Segen;

b. den rechten Empfang können wir ihm aus uns selbst überhaupt nicht bereiten; den muß er, der König, sich selber bei uns anrichten, wie er's dort vor Jerusalem that, V. 2—7. Das thut er auch heute noch durch sein Wort, durch seine Diener, durch die Mittel, die er dazu verordnet hat. Sein Wort, seiner Boten Dienst nach seinem Wort, macht dann auch fröhliche, willige Herzen und rührige Hände und löst die Zungen zu seinem Dienst und Lob bei denen, welche ihn im Glauben erkannt haben als den Sohn Davids, der da gekommen ist im Namen des HErrn, Gott geoffenbart im Fleisch, V. 8. und 9. Das sind dann selige Leute, selig in ihrem Glauben, selig bei ihrem Thun; die feiern wirklich „gesegnete Weihnachten"; die leben und, wenn Gott will, sterben im neuen Kirchenjahr als Gesegnete des HErrn und erben das Reich, das ihnen bereitet ist vom Anbeginn der Welt. A. G.

Disposition über die Epistel am sechsundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

2 Petr. 3, 3—14.

Wir bekennen im christlichen Glauben, daß unser HErr Christus, der gen Himmel gefahren ist und sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, einmal sichtbarlich in großer Herrlichkeit wiederkommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten. Das ist ein herrlicher, überaus nöthiger Glaubensartikel. Aber es ist nicht bloß nöthig, daß wir diesen Glaubensartikel überhaupt festhalten, sondern es kommt dann auch vor

allen Dingen darauf an, daß wir uns auf den großen Tag des HErrn recht bereiten. Nicht nur die Leichtfertigen, Matth. 24, 48., sondern auch Viele, die eine Wiederkunft Christi glauben, bleiben von rechter Bereitung darauf ferne. Die Adventisten wollten und wollen noch den Tag der Zukunft Christi bestimmen. Die zuerst von ihnen bestimmte Zeit war der 14. April 1844. Sie verließen Alles, versammelten sich in den Kirchen und warteten. Aber der HErr kam nicht. Trotzdem haben sie — einige ausgenommen — noch wiederholt sich vermessen, Tag und Stunde zu bestimmen. Aehnliches hatte sich schon in der Reformationszeit ereignet. (Vgl. „Lehre und Wehre" 1884, S. 68.) Auch die Chiliasten wollen insofern die Zeit bestimmen, als sie sagen, die Zukunft Christi zum letzten Weltgericht werde nicht vor dem 1000jährigen Reich geschehen. — Wie kann bei diesen allen von rechter, gottgefälliger Bereitung die Rede sein? Worin dieselbe bestehe, lernen wir aus unserer Epistel, in welcher St. Petrus warnt vor der schrecklichen Verblendung derer, die nach ihren Gedanken in den Tag hinein leben und sich dünken lassen, es habe noch lange Zeit.

Von der rechten Vorbereitung auf die Wiederkunft des HErrn;

dieselbe besteht darin,

1. daß wir uns in unserm Glauben an die Wiederkunft Christi nicht irre machen lassen durch die gottlosen Reden der Spötter. Denn

a. die Spötter, die nach ihren eignen Lüsten wandeln, sind geweissagt. Ihr Erscheinen ist daher schon ein Beweis für die Wahrheit des Wortes der Weissagung, V. 3. „Der das hat angefangen, der wird es auch vollenden!"

b. ihre Behauptung, V. 4., kann schon vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft als thöricht verurtheilt werden,

c. auch die Erfahrung, die Weltgeschichte, V. 5. 6., widerspricht den Behauptungen des Unglaubens, der ein zukünftiges Ende der Welt verspottet,

d. muthwillens wollen sie es nicht wissen, V. 5., es ist also ihrer Bosheit Schuld; sie spotten, weil sie keine Gegenbeweise haben,

e. sie müssen mit Entsetzen befürchten (vgl. Spr. 1, 26. 27.), daß ihnen der große und schreckliche Tag nichts Gutes bringt, V. 7.; darum geben sie sich so viel Mühe, ihn zu leugnen, um ihn wegzuleugnen,

f. unerschüttert bleibt die Verheißung der Zukunft des HErrn stehen, V. 4. 7. 10—14.; sie ist nach 1800 Jahren noch ebenso gewiß, als wäre sie erst gestern geschehen, V. 8., vgl. Ps. 90, 4. Joh. 5, 25. „und ist schon jetzt". Er kommt trotz aller Spötter Spott. „Hilf, daß der losen Spötter Hauf' uns nicht vom Wort abwende, denn ihr Gespött, sammt ihnen drauf, mit Schrecken nimmt ein Ende." „Dann wird das Lachen werden theuer";

2. daß wir die große Geduld, mit welcher Gott auf unsere Buße wartet, auch zu unserer Seligkeit gebrauchen,

a. der HErr verzieht nicht die Verheißung, V. 9., sondern hat für ihre Erfüllung schon längst Zeit und Stunde bestimmt, die er auch innehalten wird,

b. was etliche für einen Verzug achten, ist nur ein Beweis seiner großen Geduld, mit welcher er die sündenvolle Welt, und auch uns, so lange Zeit bisher getragen hat, vgl. 1 Petr. 3, 20. 1 Mos. 6, 3. Der Geduld unseres HErrn haben auch wir es zu verdanken, daß wir noch nicht in unsern Sünden hingerissen sind, und daß unsere Gnadenzeit noch währt, V. 9. 15. Matth. 25, 5. Röm. 12, 2. Offenb. 2, 4. 3, 4. 15.;

c. die Ursache ist: „Gott will nicht, daß Jemand verloren werde." Luc. 13, 6—9. Wer jedoch den Reichthum der Geduld und Langmuth Gottes auf Muthwillen zieht, der hat sein Urtheil: Matth. 24, 48. ff. 25, 11. 12. Ps. 50, 22. Röm. 2, 5.,

d. der Zweck: „sondern daß sich Jedermann zur Buße kehre." Röm. 2, 4. Wohl dem, der dieses täglich bedenkt und täglich übt!

3. daß wir allezeit mit heiligem Wandel und gottseligem Wesen den Tag des HErrn erwarten,

a. der HErr wird bald (die Zeichen, V. 3., und andere sind und werden erfüllt) und plötzlich, unvermuthet, V. 10., erscheinen, und mit ihm das Ende der Welt. V. 10—12. 1 Cor. 7, 31., 1 Joh. 2, 17.,

b. darauf sollen wir mit Verlangen warten, ja ihm entgegen eilen, V. 12—14. Luc. 21, 28. Phil. 3, 11., weil er uns ja das größte Glück, die ewige Herrlichkeit entgegen bringt, V. 13.,

c. wenn wir darauf warten, wird uns die Frage, V. 11., stets am Herzen liegen und die Antwort, V. 14., herzlich wohlgefallen, Luc. 21, 34—36. So werden wir denn recht bereit sein, wenn der HErr kommt, ihn mit Freuden zu empfangen, Offenb. 22, 17. 20. Gsgbch. 433, 7. 436, 2. 432, 16—18. Fr. S.

Vermischtes.

Gesticulation. Es ward auch gedacht der mancherlei seltsamen Weisen und Geberden, so etliche Prediger führeten; und sagten, wie etliche in Italia wären, die mit Hin- und Wiederlaufen, mit Schreien und wunderlichen, häßlichen Geberden sich erzeigeten wie die Narren und Thoren. Da sprach D. M. Luther: Es will die Welt betrogen sein, dazu muß man Geberden brauchen. (Luther, XXII, 661.)

Die Predigt soll man nach den Zuhörern richten. Es muß gepredigt werden, was sich nach Ort und Personen paßt. Es war jemand, der predigte, es sei gottlos, wenn eine Mutter für ihr Kind eine Amme suche, und hatte eitel Radspinnerinnen in seiner Gemeinde, denen er mit diesem einzigen Stücke eine ganze Stunde lang die Ohren voll predigte. Ein solcher Mann war es auch, der das Lob der Ehe predigte in einem Hospital von Greisen und alten Weibern. (Luther, XXII, 685.)